

Digitales Lernen zwischen Versprechungen und Versprecher

Die Aussage, dass die Digitalisierung unser Leben beeinflusst, erscheint so banal wie die Feststellung, dass der Schnee weiss ist! Man teste nur bei der nächsten Bus- oder Bahnfahrt, wie viele der Mitreisenden durch den Blick auf ihr Smartphone oder Tablet signalisieren, dass sie sich für ihre Mitmenschen im kommunikativen Nahfeld «offline» geschaltet haben. Erreichbarkeit ersetzt die räumliche Nähe, Konversationsbrocken ersetzen Dialoge, Zustimmung («liken») ersetzt die Meinungsbildung und das Argumentieren, Dauerangebote an Informationen ersetzen das Nachdenken. Jede Pause führt zum Blick auf das Handy, der einst als kreativitätsfördernd geschätzte Zustand des Müsiggangs und des Sich-treiben-Lassens verschwindet.

Viele «technologische Revolutionen»

Was bedeuten die digitalen Technologien für das Lernen? Zunächst: Die Verfügbarkeit bzw. der Abruf von Informationen ist nicht mit Lernen zu verwechseln! So wie mit dem Bau einer Bibliothek noch keine Bildung entsteht, schaffen digitale Medien noch kein Lernen! Kritisch liess sich anmerken, dass es in der Vergangenheit bereits viele «technologische Revolutionen» gab, die jeweils mit grossen Versprechungen im Hinblick auf ein «neues Lernen» verbunden wurden. Bereits vor der Ankunft von PC und Internet standen Chiffren wie «Programmierte Unterweisung», «Schulfernsehen» oder «Sprachlabor» für diese Versprechungen. Älteren Lehrpersonen sind Akronyme wie «CBT – Computer Based Training», «WBT – Web Based Training», «WE-Learning» oder «Blended Learning» noch im Ohr. Die neuen Schlagworte lauten «Flipped classroom», «MOOCS – Massive Open Online Courses» oder «SPOCS – Small Private Online Courses». Viele der Versprechungen von grundlegend anderen Formen des Lernens – interaktiver, motivierender, nachhaltiger – erwiesen sich jedoch als Versprecher. Die Argumentationsmuster sind dabei vergleichbar: Mit Erscheinungen einer neuen Technologie werden Visionen über neue Lernformen formuliert, deren Umsetzungen jedoch entweder zu

teuer oder aber an unrealistische Voraussetzungen gebunden sind. Realisiert werden häufig Varianten, die sich didaktisch ohne Mehrwert und auf Dauer für die Lernenden als wenig motivierend erweisen.

Damit ist die Digitalisierung für das Lernen nicht unwichtig, aber es ist genau zu reflektieren, in welcher Weise digitale Medien in die Poren der Lern- und Bildungsprozesse eindringen sollten. Gesellschaft, Kultur und Wirtschaft verändern sich durch die digitalen Technologien, daher sind sie ein unverzichtbarer Gegenstand des Lernens. Gerade die Berufsbildung ist durchgreifend von immer neuen technologischen Entwicklungen betroffen. Die meisten Lernenden in der Berufsbildung zählen zu einer vermeintlichen «Spezies», die in der Literatur als «Digital natives» bezeichnet wird. Der Begriff drückt aus, dass diese Generation mit digitalen Medien und Internet gross geworden ist und sie als einen integralen Bestandteil ihres Lebens behandelt. Dies muss nicht bedeuten, dass die heutigen «Screenager» die digitalen Technologien auch immer kompetent verstehen, anwenden und – hier liessen sich die grössten Zweifel äussern – auch kritisch bewerten können. Themen wie Cybermobbing, Spielsucht, Plagiarismus oder neue Beziehungsformen im Netz deuten die dunklen Seiten der Entwicklung an.

Frage nach didaktischem Mehrwert

Während die digitalen Technologien einen unhintergehbaren *Lerngegenstand* begründen, ist ihre Rolle als *Medium* des Lernens genauer zu prüfen. Damit ist nicht die Nutzung etwa des Internets als eine zentrale Quelle für Informationsrecherchen gemeint. Das Netz schafft andere Formen des Informationszugangs, die das traditionelle Informationsmonopol der Lehrenden relativieren. Kritisch zu prüfen ist vielmehr, ob die Verwendung digitaler Medien etwa in Form einer «Lernsoftware» oder zur Vernetzung von Lehrenden und Lernenden einen didaktischen Mehrwert bietet.

So existieren viele Beispiele, bei denen die Software traditionellen Medien unterlegen ist, weil sie nicht das Denken

fördert und überholten behavioristischen Lernformen folgt.

Ein neues Versprechen in der Welt des digitalen Lernens ist mit dem Schlagwort des «Educational Data Mining» eingeläutet. Was ist damit gemeint? Wenn ein Lernender auf seinem Laptop einen Text liest, im Internet einen Onlinekurs besucht, ein Lernvideo anschaut oder sich in Diskussionsforen beteiligt, dann lernt er nicht nur, sondern produziert selbst zahlreiche Daten. «Educational Data Mining» sammelt diese Daten und wertet sie aus. So kann beispielsweise ermittelt werden, was jemand anschaut, wie lange er für das Lesen eines Textes oder das Bearbeiten einer Aufgabe benötigt, welche Folien er besonders häufig heruntergeladen hat, mit wem er sich wie lange worüber austauscht.

Wie geschützt bleiben die Daten?

Die Analyse und Verknüpfung dieser Daten ist ambivalent. Eine Software beispielsweise, die das Verhalten einer Lernenden analysiert, kann sich ihr anpassen. Bei wiederholten Fehlern gibt sie Hinweise auf gezielte Wiederholungen, bei fehlerfreiem Durchlaufen von Aufgaben wird der Schwierigkeitsgrad erhöht. Andererseits: Wie geschützt bleiben solche Daten? Was ist, wenn die diagnostizierten Lernschwächen für Unbefugte sichtbar werden?

Möglicherweise gilt das medienpädagogische Verstärkungsprinzip auch im Zeitalter der digitalen Technologien: Gute Lehrer (und Schulen) können durch die Nutzung von Medien noch besser werden! Schlechte Lehrer werden durch sie jedoch eher noch schlechter! ■



Dieter Euler Direktor des Instituts für Wirtschaftspädagogik an der Universität St. Gallen und Präsident des Wissenschaftlichen Beirats im Bundesinstitut für Berufsbildung in Deutschland. dieter.euler@unisg.ch